

Gundula Brunner

Was es bei einem Picknick mit Deutschen zu beachten gilt

Gundula Brunner

**Was es
bei einem Picknick
mit Deutschen
zu beachten gilt**

Geschichten
vom Ankommen

WALLSTEIN VERLAG

© Wallstein Verlag, Göttingen 2026

Wallstein Verlag GmbH, Geiststraße 11, 37073 Göttingen

www.wallstein-verlag.de, info@wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Garamond Premier und der TransAt

Umschlaggestaltung: Eva Mutter, www.evamutter.com

Druck und Verarbeitung: Elanders Waiblingen GmbH, Anton-Schmid-Straße 15,
71332 Waiblingen

ISBN 978-3-8353-6046-4

Inhalt

Vorwort _ 9

Reza Kaufmann, 24, Dresden, geb. im Iran _ 13

Frau Yilmaz, 38, Dresden, geb. in der Türkei _ 35

Frau Sharqia, 43, Dresden, geb. in Syrien _ 50

Herr Rahimi, 27, Dresden, geb. in Afghanistan _ 64

Frau Samadi, 32, Leipzig, geb. im Iran _ 84

Herr Nuri, 39, Großstadt in NRW, geb. in Afghanistan _ 109

Frau Tekele, 46, Nürnberg, geb. in Äthiopien _ 131

Herr Babayan, 40, Berlin, geb. in Armenien _ 155

Frau Awad, 45, Großstadt in Sachsen, geb. im Libanon _ 174

Herr Isar, 36, Kleinstadt in Sachsen, geb. in Syrien _ 206

Frau Zakaria, 51, Kleinstadt im Saarland, geb. in Syrien _ 229

Frau Eddine, 43, Leipzig, geb. in Tunesien _ 250

Herr Amiri, 35, München, geb. in Afghanistan _ 280

Nachwort _ 297

Dankeschön _ 299

Der Paß ist der edelste Teil von einem Menschen. Er kommt auch nicht auf so einfache Weise zustande wie ein Mensch. Ein Mensch kann überall zustande kommen, auf die leichtsinnigste Art und ohne gescheiterten Grund, aber ein Paß niemals. Dafür wird er auch anerkannt, wenn er gut ist, während ein Mensch noch so gut sein kann und doch nicht anerkannt wird.

(Bertolt Brecht, Flüchtlingsgespräche, Berlin ⁶2019, S. 7)

Vorwort

Während meiner über 20-jährigen Tätigkeit als Rechtsanwältin für Migrationsrecht war es für mich stets eine große Freude, wenn ich einen Mandanten oder eine Mandantin nach Beendigung des Mandats zufällig traf und etwas über sein oder ihr weiteres Schicksal in Deutschland erfahren durfte. Die Erzählungen dieser Menschen haben mich oft tief beeindruckt. So entstand die Idee zu diesem Buch, in dem Menschen unterschiedlicher Herkunft über ihr Leben, vor allem ihr Leben als Geflüchtete in Deutschland, berichten.

Die Berichte beruhen auf Interviews, die ich im Zeitraum von März 2023 bis April 2024 geführt habe. Meinen Gesprächspartner*innen habe ich im Wesentlichen die gleichen Fragen gestellt, es sei denn, ein Thema erübrigte sich.

Das Buch ist keine wissenschaftliche Arbeit. Es erzählt von Personen aus vielen verschiedenen Kulturkreisen und dokumentiert Einzelschicksale: Erfahrungen, Eindrücke, Empfindungen und Gedanken von Menschen, die in einer Familie leben oder alleinstehend sind, in Groß- und Kleinstädten sowie im Osten und im Westen Deutschlands wohnen. Die Protagonist*innen dieses Buches berichten über ihre Herkunft, ihre Familien und ihre Kulturen. Sie alle haben ihr Land, ihr Dorf oder ihre Stadt, vielleicht das eigene Haus, Familienangehörige, ihr soziales Umfeld und ihren Sprachraum verlassen – manchmal um das nackte Leben zu retten, manchmal um die eigene körperliche Integrität oder etwas Würde zu bewahren und manchmal in der Hoffnung auf ein besseres Leben für sich oder die eigenen Kinder. Sie haben bekannte Wege, die vertrauten Geräusche beim morgendlichen Aufwachen, die Essensgerüche der Nachbarn, die Geborgenheit der eigenen Gewohnheiten, seit Generationen gefeierte Feste, die Grabstätten ihrer Eltern und Großeltern aufgegeben. Der Preis für die Hoffnung, sich in einem anderen Land ein sicheres Leben, eine gute Zukunft aufbauen zu können.

Aber was macht eine gute Zukunft aus? Was ist ein sicheres Leben? Reicht es aus, in einem Land zu leben, in dem ich nicht hungern und keine Existenzangst haben muss, in dem ich eine Arbeit habe und meine Kinder sicher zur Schule gehen können?

Was passiert mit Menschen, die mehrere Jahre auf die Entscheidung über ein Bleiberecht in Deutschland warten müssen? Wie beeinflusst es sie, wenn sie ihren Alltag, das Erlernen der Sprache, eine Arbeit, die Versorgung der Kinder, das Eingehen auf deren Ängste und Nöte über mehrere Jahre hinweg auf dem sumpfigen Boden der Ungewissheit bewältigen müssen?

Was bedeutet es für Menschen, wenn sie spüren oder direkt erfahren, dass die Bürger*innen in ihrem neuen Land Ängste und Vorurteile haben, die es ihnen nicht erlauben, den »Fremden« offen und herzlich zu begegnen, die Tür für private Gemeinsamkeiten und emotionale Zuwendung zu öffnen?

Was geschieht mit den Erfahrungen und Werten, die diese Menschen nach Deutschland mitbringen? Was bewirken die Erfahrungen, die sie hier in Deutschland machen?

Welche Rolle spielt die Religion für diese Menschen in ihrer besonderen Situation?

Welchen Blick haben sie auf unser (aller?) Land?

Sind menschliche Bedürfnisse, Ziele und Lebensträume, aber auch die Lust an einem sinnhaften Leben abhängig von der Herkunft?

Diesen Fragen bin ich in den hier abgedruckten Gesprächen nachgegangen. Die Gespräche sind nicht wortwörtlich, aber so getreu wie möglich wiedergegeben. Ich habe versucht, das Individuelle jeder Person zu erhalten, Erzählweise, Temperament und Humor authentisch zu vermitteln.

Die Erfahrungen, die die Erzähler*innen während ihres Ankommens in Deutschland gemacht haben, sind so unterschiedlich wie ihre Lebenswege. Und doch gibt es auch solche, die nahezu alle miteinander verbinden.

Ganz nebenbei halten die Geflüchteten, die in diesem Buch zu Wort kommen, unserer Gesellschaft mit Blick von innen und »von außen« einen Spiegel vor. Ihre Geschichten stellen sowohl aktuelle als auch existenzielle Fragen: Wie leben wir zusammen? Wie wollen wir zusammenleben? Ist uns der Wert von Rechtsstaatlichkeit, von Regeln und Berechenbarkeit, Verlässlichkeit und Sicherheit noch bewusst? Passen wir als Gesellschaft ausreichend darauf auf? Welchen Platz haben Toleranz und Verbundenheit?

Dieses Buch soll die Leser*innen einladen, die Erzähler*innen auf ihrer Reise zu begleiten, ihren Empfindungen und Gefühlen nachzuspüren, vielleicht ihre Entscheidungen nachzuvollziehen und aus dieser Perspek-

tive heraus auf das eigene Leben zu blicken, auf die eigenen Wünsche, Erwartungen, Hoffnungen und Handlungsweisen.

Zwei Frauen und ein Mann wollten kein Interview geben. Sie wollten nicht über ihre Vergangenheit sprechen, nicht daran erinnert werden, und baten mich, dies zu verstehen.

Die Menschen, die in diesem Buch zu Wort kommen, habe ich fast ausschließlich in ihren Wohnungen besucht. Die Offenheit und die Gastfreundschaft, die sie mir entgegengebracht haben, waren überwältigend, die Freude, gehört zu werden, offensichtlich. Keine der Wohnungen durfte ich ohne ein, manchmal auch spontan und schnell herbeigesuchtes, Geschenk verlassen.

Deutsch ist nicht die Muttersprache meiner Gesprächspartner*innen, gendern nicht ihr Thema. Sie verwenden in ihren Erzählungen fast durchgehend das generische Maskulinum. Um den Worten nicht die Authentizität zu nehmen, habe ich dies so übernommen.

Die Namen der Erzählenden habe ich geändert.

Gundula Brunner

Reza Kaufmann, 24, Dresden

»Ich möchte Fortschritte machen.

Ich möchte wie eine Pflanze wachsen.«

Herr Kaufmann wohnt, gemeinsam mit seinen deutschen Adoptiveltern, in einem Reihenhaushaus in einem eher bürgerlich geprägten Stadtteil Dresdens. Er empfängt mich lächelnd, lässig gekleidet, kurze Sporthose, T-Shirt, Pantoffeln, leicht verstrubbelte Haare. Sofort kommt seine Adoptivmutter hinzu, um mich herzlich zu empfangen. Noch im Stehen beginnt zwischen uns Frauen ein lebhaftes Gespräch, Herr Kaufmann steht zurückhaltend, aber amüsiert daneben, wartet eine Höflichkeitsspanne ab, bevor er uns unterbricht und mich an den Esstisch des Hauses bittet. Es gibt Getränke und iranische Süßigkeiten.

Ich bin jetzt 24 Jahre. Ich habe die deutsche Staatsangehörigkeit und lebe seit fast acht Jahren mit meinen deutschen Adoptiveltern hier in diesem Haus.

Geboren wurde ich 1377, damit meine ich nach dem iranischen Kalender. Das ist ein Sonnenkalender, das Jahr beginnt nach diesem Kalender immer am Tag der Tagundnachtgleiche im Frühling. Das ist gewöhnlich der 20. oder 21. März nach dem deutschen [gregorianischen; G.B.] Kalender. Die Zählung der Jahre beginnt mit dem Jahr der Hidschra [Auswanderung des Propheten Mohamed mit seiner jungen muslimischen Gemeinde; G.B.] von Mekka nach Medina, das ist nach dem deutschen Kalender im Jahr 621 [nach dem julianischen Kalender, nach dem das Abendland damals noch rechnete, wäre es im Jahr 622; G.B.]. Ich wurde in Dinarabat, einem kleinen Dorf in der Nähe von Teheran (Iran) als Sohn einer afghanischen Flüchtlingsfamilie geboren. Das Dorf hatte vielleicht so 4.000 oder 5.000 Einwohner.

Insgesamt sind wir fünf Geschwister. Ich habe einen großen und einen kleinen Bruder sowie eine große und eine kleine Schwester. Ich bin also genau in der Mitte. Ganz früher waren wir sechs, aber ein Bruder ist leider bei einem Unfall gestorben.

Am Anfang lebten wir gemeinsam mit meinem Onkel und seiner Familie. Da wohnten also mein Onkel und seine Frau, meine Eltern und

insgesamt neun Kinder in einer Wohnung. Es gab vier Zimmer, zwei für jede Familie, eine Küche, ein Badezimmer und eine Toilette, die war natürlich am Ende des Hofes. Meine Eltern schliefen in einem Zimmer und wir Kinder in dem anderen. Das Zimmer, in dem meine Eltern schliefen, war gleichzeitig unser Wohn- und Esszimmer. Dort haben wir gefrühstückt und auch das Abendessen eingenommen. Das ging so, weil wir ja keine Betten hatten. Wir hatten Matratzen, die wir abends auf dem Boden ausrollten. Diese waren aus Wolle, ganz weich und flauschig. So wurde jeden Abend aus dem Wohn- ein Schlafzimmer. Morgens wurden die Matratzen wieder zusammengerollt und aufgeräumt, das Schlafzimmer wurde wieder zum Wohnzimmer.

Mein Vater arbeitete damals als Maurer, das macht er bis heute. Mein Onkel führte verschiedene Arbeiten aus, mal als Maurer, mal im Gartenbau, alles Mögliche. Er hatte keine feste Arbeit. Weil mein Vater ein sehr guter Maurer war, haben ihn seine Auftraggeber immer weiterempfohlen, er war sehr bekannt. Deshalb war auch unsere Familie im Dorf gut bekannt. Wenn jemand unser Haus suchte, brauchte er nur den Namen meines Vaters zu nennen, den kannten die Leute und sie konnten den Gast zu uns schicken. Meine Eltern leben inzwischen schon über 30 Jahre in diesem Dorf. Sie kamen ganz am Ende der 1980er Jahre, nachdem Russland [die Armee der ehemaligen Sowjetunion; G. B.] sich aus Afghanistan zurückgezogen hatte. Da mussten sie aus Afghanistan fliehen. Damals wäre es sogar möglich gewesen, so jedenfalls haben sie es mir erzählt, nicht nur eine Aufenthaltserlaubnis für den Iran, sondern auch einen iranischen Pass zu bekommen. Meine Mutter war dafür, mein Vater war unentschieden, aber mein Onkel hatte wohl hart dagegen argumentiert. Er meinte, dass sie so bald wie möglich in ihre Heimat Afghanistan zurückkehren sollten. Da wäre es nicht gut, Iraner zu werden. Damals dachten wohl alle Afghanen, die fliehen mussten, dass sie bald wieder nach Afghanistan zurückkehren können. Deshalb bewarben sich meine Eltern nicht für die iranische Staatsangehörigkeit. Aus Erzählungen weiß ich, dass meine Eltern am Anfang eine Aufenthaltsgenehmigung für den Iran hatten. Die musste ungefähr alle drei Jahre verlängert werden. Ich selbst kann mich erinnern, dass ich auch mal so eine Karte hatte. Irgendwann haben wir sie nicht mehr verlängern lassen, da war ich in der 5. Klasse, also ungefähr zehn oder elf Jahre alt. Wir lebten ab diesem Zeitpunkt also »schwarz« im Iran.

Wir älteren vier Geschwister besuchten die Schule jeweils nur bis zur 5. Klasse, weil Afghanen im Iran für ihre Kinder Schulgeld bezahlen mussten. So viel Geld hatten wir aber nicht und irgendwann ohnehin

auch keine Aufenthaltserlaubnis mehr. Nur mein jüngster Bruder konnte länger zur Schule gehen. Dafür sind meine Eltern viel gelaufen. Am Ende haben sie ein Dokument bekommen, wie ein Pass, in dem meine Eltern und mein kleiner Bruder, alle drei zusammen, eingetragen waren. Mit diesem Dokument konnte mein kleiner Bruder dann weiter die Schule besuchen. Wir größeren Brüder haben ihn finanziell mit unterstützt. Wir hatten die Hoffnung, dass er sich mit einer besseren Bildung ein besseres Leben aufbauen könnte. Leider hatte er in der 10. Klasse keine Kraft mehr und hat die Schule abgebrochen. Ich kann ihn verstehen. Als Afghane hast du im Iran sowieso keine guten Chancen, egal, wie lange du die Schule besucht hast. Die guten Jobs werden immer die Iraner selbst bekommen und nicht ein Afghane. Aber ... durch dieses alte Dokument, welches meinem Bruder den weiteren Schulbesuch ermöglichte, konnten meine Eltern und mein kleiner Bruder inzwischen wieder eine Aufenthaltserlaubnis beantragen. Jetzt müssen sie nicht mehr »schwarz« im Iran leben.

Trotzdem hatte ich eine gute Kindheit. Uns ging es wirtschaftlich eigentlich gut. Natürlich verdiente mein Vater nicht genug, um die ganze Familie ernähren zu können. Jeder musste mithelfen. Mein großer Bruder arbeitete in der Landwirtschaft. Auch ich begann zu arbeiten, nachdem ich nicht mehr zur Schule gehen konnte. Meine Mutter und meine Schwestern arbeiteten zu Hause. Morgens kam zu uns ein Fahrer und lieferte drei Säcke mit Kräutern ab. Die haben meine Mutter und meine Schwestern gewaschen und geputzt, verkaufsfertig verpackt und abends holte ein Fahrer diese Kräuter wieder ab. So fehlte uns nichts. Wir konnten alles kaufen, was wir zum Leben brauchten.

Aber Spielzeug hatte ich als Kind zum Beispiel nicht. Mit sechs oder sieben Jahren waren wir so reif, dass wir unsere Eltern nicht mehr danach fragten. Die kleineren Geschwister trugen immer die Kleidung der größeren auf. Wir hatten auch nicht jeder eine eigene Schultasche. Als ich noch zur Schule ging, machte ich es mit meiner Schwester meistens so: Sie hatte früh Schule, von 7 oder 8 Uhr bis 12 Uhr, und ich nachmittags ab 13 Uhr. Sie musste sofort von der Schule nach Hause kommen, hat dann schnell ihre Bücher und Hefte aus dem Rucksack genommen, ich habe meine Sachen hineingetan und bin zur Schule gelaufen. So hat es gut funktioniert, auch mit nur einem Rucksack.

Wir konnten auch nicht immer das essen, was wir wollten. Manchmal hatten wir auch nichts zu essen, aber wir hatten uns. Und ich hatte gute Freunde. Die waren alle Afghanen, so wie ich. Iranische Freunde hatte ich nicht. Wir waren eine feste Gruppe von fünf Freunden, zu denen ich bis

heute Kontakt habe. Einer ist gerade in der Nähe von Köln, drei leben noch im Iran, zwei davon sind bereits verheiratet und führen ein ganz anderes Leben als ich. Wenn ich jetzt im Iran bin, treffe ich mich allerdings nur noch mit dem Freund, der noch nicht verheiratet ist.

Nachdem ich nicht mehr zur Schule gehen durfte, begann ich zunächst in einer Näherei zu arbeiten. Dort nähte ich Anzüge für Männer. Um diese Arbeit hatte ich mich selbst gekümmert. Seit ich nicht mehr zur Schule ging, schlenderte ich oft einfach so durch die Straßen. Eines Tages sah ich diese Näherei. Eigentlich war es mehr ein Laden, in dem auch genäht wurde. Ich fand es cool, wie die Leute dort nähten. Also ging ich hinein und fragte, ob sie eine Arbeitskraft bräuchten. Sie sagten »ja«. Am nächsten Tag ging ich mit meiner Mutter dorthin. Sie wollte unbedingt meinen Arbeitgeber kennenlernen, bevor ich anfangen durfte, dort zu arbeiten. Am darauffolgenden Samstag, bei uns beginnt die Woche am Samstag, begann ich meine Arbeit als Näher. Das war eine coole Zeit für mich. Ich konnte plötzlich selbst Geld verdienen, und die Maschinen, an denen ich arbeitete, faszinierten mich. Schon nach der ersten Arbeitswoche, in der ich »volle Kraft« gearbeitet hatte, war ich allerdings völlig erschöpft. Ich konnte nicht mehr aufstehen und musste drei Tage im Bett bleiben. Am vierten Tag kam mein Arbeitgeber und erkundigte sich nach meinem Befinden. Sobald es mir wieder besser ging, kehrte ich zur Arbeit zurück. Ab da habe ich durchgezogen, habe jeden Tag, sechs Tage pro Woche, sechs bis sieben Stunden gearbeitet.

Nach über einem Jahr fragte mich ein guter Bekannter, ob ich in der Landwirtschaft seines Vaters arbeiten wolle. Zu dieser Zeit hatte ich die Freude am Nähen schon etwas verloren. Also kündigte ich meine Arbeit in der Näherei und begann in der Landwirtschaft zu arbeiten. Meistens wurde ich in der Obsternte eingesetzt. Mein Freund arbeitete ebenfalls dort, so dass wir gleichzeitig arbeiten und zusammen quatschen konnten.

Während der ganzen Zeit hatte ich – obwohl ich noch ein Kind war – niemals das Gefühl, etwas Besonderes zu machen. Ich habe damals nicht hinterfragt, warum ich nur fünf Jahre zur Schule gehen durfte. Das ging ja den meisten Afghanen so. Ich habe auch niemals gedacht, dass ich lieber spielen als zur Arbeit gehen würde. Ich lebte aus meiner Sicht ein ganz normales Leben.

Nach einiger Zeit wechselte ich in eine Werkstatt, in der Metall gearbeitet wurde. Dort lernte ich das Schweißen, das war für einige Zeit dann meine Arbeit. Zuletzt habe ich – bis zu meiner Ausreise – in einem Parkhaus als Wächter gearbeitet.

Natürlich wohnten wir Geschwister alle zu Hause, auch als wir schon eigenes Geld verdienten. Das Geld, welches wir bekamen, gaben wir vollständig bei unserer Mutter ab, das war für die Familie. Auch mein Vater machte das. Meine Mutter war unsere Finanzverantwortliche. Wenn ich mich mit Freunden draußen treffen wollte, gab sie mir Taschengeld.

Später kaufte ich mir ein Motorrad. Einen Teil des Geldes dafür hatte ich mir aus dem Taschengeld, welches mir meine Mutter manchmal gab, zusammengespart. Der größte Teil kam jedoch aus der Familienkasse. Das war in der Zeit, als ich in der Landwirtschaft arbeitete. Der Weg dorthin war weit, es dauerte sehr lange, zu Fuß oder mit dem Fahrrad dorthin zu kommen. Deshalb berieten wir als Familie darüber und alle stimmten zu, dass wir von unserem Geld ein Motorrad kaufen. Das hat unser Leben sehr erleichtert. Mein großer Bruder und ich konnten ab da immer mit dem Motorrad schnell von einem Ort zum anderen kommen, wir konnten Dinge transportieren. Es war wirklich gut. Und ich konnte endlich schnell und zuverlässig zu meiner Arbeitsstelle kommen.

Dazu muss ich sagen, dass wir, mein Bruder und ich, zwar gut Motorrad fahren konnten, einen Führerschein hatten wir allerdings nicht. Denn als Afghanen ohne Aufenthaltserlaubnis durften wir im Iran keine Fahrschule besuchen und keinen Führerschein bekommen. Also sind wir immer »schwarz« gefahren. Auch das Motorrad musste offiziell ein Iraner kaufen und auf seinen Namen zulassen. Ich musste also einen Iraner fragen, ob er mein Motorrad auf seinen Namen für mich anmeldet, damit mein Bruder und ich damit fahren konnten. Der Sohn meines Arbeitgebers hat das zum Glück gemacht, ansonsten kannten wir keinen Iraner, dem wir so vertraut hätten. Jedes Mal, wenn wir von der Polizei ohne Führerschein erwischt wurden, wurde unser Motorrad beschlagnahmt. Es wurde von der Polizei in einer Garage abgestellt und nur demjenigen wieder ausgehändigt, auf den es zugelassen war. Also musste ich jedes Mal zuerst den Sohn meines damaligen Arbeitgebers kontaktieren. Wir gingen dann zusammen zur Polizei, die haben ihm das Motorrad ausgehändigt. Er gab es mir und fuhr zurück zu seiner Arbeit und ich zu meiner oder nach Hause. Das ist mir ungefähr siebenmal passiert. Strafe musste ich natürlich auch bezahlen. Später, als ich mir ein Auto gekauft hatte, war das genauso.

Auch der Kauf meines Autos war – wie zuvor der Kauf des Motorrades – gleichzeitig eine Familienangelegenheit. Ich hatte etwas Geld gespart, meine Mutter hatte noch etwas Goldschmuck, den sie verkaufte, zusätzlich haben wir uns etwas von Freunden geborgt. Das war zu der

Zeit, als ich schon im Parkhaus als Wächter arbeitete. Dieses Auto hatten wir allerdings nur ungefähr sechs Monate. Danach haben wir es verkauft und das Geld, das wir bekamen, an den Schlepper bezahlt.

Im März 2015 habe ich, gemeinsam mit meinem großen Bruder, seiner Ehefrau und seinen beiden kleinen Kindern, den Iran verlassen. Da war ich 16 Jahre alt.

Ich habe den Iran verlassen und bin nach Europa gekommen, weil ich mich im Iran als Afghane immer als Mensch zweiter Klasse gefühlt habe, weil ich dort die Schule nicht weiter besuchen konnte, weil ich keinen Führerschein machen konnte, weil ich nicht einmal ein Motorrad auf mich anmelden konnte, weil ich kein Eigentum, zum Beispiel ein Auto oder ein Stück Land, offiziell haben durfte, weil ich gezwungen war, in dem Land, in dem ich geboren wurde, illegal, ohne Aufenthaltserlaubnis zu leben. Jeden Tag bestand die Möglichkeit, dass ich nach Afghanistan abgeschoben werden könnte, ein Land, das ich überhaupt nicht kannte. Es gab keine Sicherheit. Mein Leben im Iran war geprägt von Abhängigkeiten, Ungewissheiten und Perspektivlosigkeit.

Ich hatte die Hoffnung, dass ich in Europa etwas aus meinem Leben machen könnte, dass ich ein paar Schritte vorwärtskommen könnte, etwas lernen, etwas erreichen. Ich hatte davon geträumt, ein Land zu finden, in dem ich eine Aufenthaltserlaubnis bekomme, in dem ich legal und gleichberechtigt leben kann. Deshalb bin ich ausgeist. Mein Ziel war Europa. Dass ich nach Deutschland kam, war Zufall. Ich habe mich auch nicht »für immer« von meinen Eltern verabschiedet. Denn für mich war vollkommen klar, dass ich sie in mein neues Land nachholen würde, sobald ich dort Fuß gefasst hätte.

Zu Fuß überquerten wir die Grenze zur Türkei, von dort liefen und fuhren wir immer weiter nach Westen bis zum Meer. Auf dem Weg von der Türkei nach Griechenland wurden wir von der griechischen Grenzpolizei aus dem Wasser gefischt. Eigentlich hat die uns gerettet. Wir wurden auf eine Insel gebracht, und von dort fuhren wir mit der Fähre zum Festland. Die griechischen Behörden dort schickten uns einfach weiter. Wieder sind wir viel gelaufen, zum Teil auch gefahren. Dann kamen wir nach Ungarn. Von den Leuten, die schon länger dort waren, hörten wir, dass Ungarn kein gutes Land sei, wenn man im Leben noch Fortschritte machen, wenn man etwas lernen und sich ein eigenes Leben aufbauen möchte. Also gingen wir weiter. Wir kamen nach Österreich. Von dort fuhren wir in einem Transporter weiter. Irgendwann schubste uns der

Schlepper raus. Er sagte, hier sei Deutschland, wenn wir hierbleiben wollten, wären wir da, wenn wir in ein anderes Land wollten, könnten wir selbst weiterfahren. Aber viel Zeit zum Überlegen hatten wir nicht, denn es kam sofort die deutsche Polizei. Wir wurden verhaftet. Und so blieb ich in Deutschland. Das war im Juni 2015.

Die Verhaftung war eine große Erleichterung für mich, denn ich war total erschöpft. Ich konnte nicht mehr laufen. Meine Füße waren voll mit großen, schmerzenden Blasen. Ich hatte über weite Strecken, einmal zum Beispiel ungefähr sechs Stunden ohne Pause, auf Bahngleisen und über große Steine, den großen Rucksack meiner Schwägerin auf dem Rücken und ein Kind meines Bruders auf meinen Armen getragen. Für mich hatte ich nichts gehabt, nur mich selbst.

Bei der Polizei fühlte ich mich sicher. Es waren viele Leute dort, allerdings konnte ich, außer ein paar ganz wenigen Worten in Englisch, nichts sagen. Zum Glück gab es einen Afghanen, der ganz gut Englisch sprach. Er übersetzte für mich. Wir sollten unsere Namen sagen und unser Geburtsdatum. Das habe ich getan, aber mein exaktes Geburtsdatum kannte ich nur nach dem persischen Kalender, dieses Datum habe ich genannt. Der Polizist hatte sehr viel zu tun, wahrscheinlich wollte er sich deshalb nicht mit den Einzelheiten beschäftigen und trug mein richtiges Geburtsjahr und für Tag und Monat den »1.1.« ein. Diesen Fehler habe ich gleich bemerkt und gesagt: »Sorry, no« und habe noch mal mein tatsächliches Geburtsdatum gesagt, wieder nach dem persischen Kalender. Da hat der Polizist bei meinem Geburtsdatum den Tag und den Monat nach dem persischen Kalender eingetragen, so, wie ich es gesagt hatte [der 1.1. des persischen Kalenders fällt immer auf den 20. oder 21.3. des gregorianischen Kalenders, d.h. Tag und Monat der beiden Kalender sind niemals gleich; G.B.]. Das Jahr trug er umgerechnet nach dem deutschen Kalender ein. Das stimmte natürlich nicht, aber ich hatte keine Möglichkeit, es noch mal ändern zu lassen. Die Polizisten mussten sich damals um so viele Menschen kümmern, die hatten bestimmt einfach keine Kraft mehr für alle Einzelheiten. Das war in Passau. Später war es eine große Arbeit für meine Mutti, damit meine ich meine deutsche Adoptivmutter, mein Geburtsdatum richtigzustellen.

Natürlich wussten wir nicht, was weiter mit uns geschieht, wie unser Leben weitergeht. Aber wir bekamen erstmal eine Unterkunft, in der wir sicher übernachten konnten. Das war viel. Ich bekam ein Zimmer gemeinsam mit meinem Bruder, seiner Frau und den beiden kleinen Kindern.

Später kamen wir in die Nähe von München. In der Unterkunft dort war es nicht ganz so einfach. Es war Sommer. Der Fastenmonat Ramadan hatte begonnen, und die Leute in der Unterkunft wollten fasten, da gab es Probleme. Im Fastenmonat Ramadan essen und trinken die Muslime nichts und zwar von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang. Das heißt, sie müssen im Sommer abends sehr spät und morgens ganz früh essen und trinken. Die Mitarbeiter der Unterkunft sagten, hier bei uns gibt es 7 Uhr, 12 Uhr und 20 Uhr Essen. Die Bewohner wollten das Mittagessen aber für abends aufheben, um es nach dem Sonnenuntergang zu essen, und das Abendessen für morgens, um es vor Sonnenaufgang zu essen. Das haben die Mitarbeiter der Unterkunft nicht erlaubt, sie sagten, hier funktioniert das so nicht. Es gab viele Streitereien deswegen. Die Stimmung war nicht gut.

Ich selbst hatte keine Probleme mit den Mitarbeitern der Unterkunft. Einmal habe ich eine Mitarbeiterin nach einer Salbe für meine Blasen an den Füßen gefragt. Obwohl diese junge Frau von den anderen Bewohnern als »böse« beschrieben wurde, war sie zu mir ganz freundlich und half mir. Die anderen waren sehr verwundert, sie fragten mich: »Wie hast du das geschafft? Was hast du gemacht?« Da habe ich geantwortet: »Nichts Besonderes, ich habe einfach nett gefragt, und sie hat mir geholfen.« Und so war es auch.

Ich muss dazu sagen, dass ich damals nicht gefastet habe. Das mache ich auch jetzt nicht, manchmal, wenn es passt, faste ich für einen Tag am 21. Ramadan. Im Iran habe ich lediglich von meinem 7. bis zu meinem zwölften Lebensjahr gefastet. Das musste ich als Kind natürlich nicht, aber ich habe mich verkauft. *Lacht*. Ich habe für meine Oma gefastet, ich meine, an ihrer Stelle, dafür hat sie mir jeden Tag etwas Geld gegeben. Auf diese Weise konnte meine Oma an meiner Stelle ganz normal essen. Sie sagte mir, dass wir das auch so zu Gott sagen, dass ich für sie gefastet habe. Für mich war das sehr in Ordnung. *Lacht*. Das ist auch ein Teil unserer Kultur.

Aber zurück zu meiner ersten Zeit in Deutschland. Von München wurden wir nach Freital in Sachsen geschickt. Ich war noch immer mit meinem Bruder und seiner Familie zusammen. In Freital gab es hinter dem Heim einen Fußballplatz. In dieser Zeit spielte ich fast jeden Tag Fußball. Wir waren eine gute Gruppe, Leute aus ganz vielen verschiedenen Ländern haben dort zusammen gespielt.

Obwohl ich in dieser Zeit in eine Sprachschule gehen durfte, lernte ich fast nichts. Erst kam ein Lehrer, nach wenigen Tagen kam eine Lehrerin,

nach zwei bis drei Tagen wieder ein neuer Lehrer, dann wieder eine andere Lehrerin. Das war ein Durcheinander. Wenn wir gerade dabei waren, doch etwas zu lernen, kam ein neuer Schüler in die Klasse, und wir mussten wieder von vorn anfangen. Bis zum untersten Niveau, A 1, habe ich auf diese Weise neun Monate gebraucht. Den anderen ging es ebenso. Das Lernen machte so überhaupt keinen Spaß.

In Freital lernte ich jedoch meine deutschen Eltern kennen. Sie kamen oft als ehrenamtliche Helfer ins Heim. So entstand zwischen uns eine immer enger werdende Beziehung. Nachdem ich von Freital nach Leipzig umverteilt worden war, holten sie mich zu sich nach Dresden. Seitdem wohnen wir hier zusammen. Ungefähr zwei Jahre später haben sie mich adoptiert. Meine Mutti organisierte mir sofort einen Deutschkurs, den habe ich bis A 2 besucht.

Weil ich unbedingt auch einen Beruf erlernen wollte, brauchte ich natürlich einen Schulabschluss. Eine normale Schule oder eine Berufsschule durfte ich nicht besuchen, dafür war ich inzwischen zu alt, ich war im Dezember 2016 18 geworden.

Meine Mutti recherchierte viel und fand ein Institut, an dem ich, nach einem neunmonatigen Kurs, den Hauptschulabschluss erwerben konnte. Das war ein Kurs zur Vorbereitung auf die Schulfremdenprüfung für den Hauptschulabschluss. Also begann ich diesen Kurs, fünf Tage pro Woche, von 8 bis 17 Uhr. Das war am Anfang eine Katastrophe für mich. Ich habe ja schon gesagt, dass ich im Iran nur fünf Jahre zur Schule gegangen war. Das war lange her, und hier in Deutschland hatte ich gerade mal Deutschkenntnisse auf dem Niveau A 2. Ich war der einzige Kursteilnehmer mit Migrationshintergrund und ich war mit 18 Jahren mit Abstand der jüngste Kursteilnehmer, der älteste war 45 Jahre alt. Jeder einzelne Tag der neun Monate dieses Kurses war eine Prüfung für mich. Es war eine wirklich harte Zeit. In den ersten drei Monaten habe fast jeden Tag geweint. Jeden Tag hatte ich den Gedanken, die Schule abubrechen und mir eine einfache Arbeit zu suchen, um diesem Druck, der auf mir lastete, zu entkommen, um wieder frei atmen und ruhig schlafen zu können. Ich kam mir so minderwertig vor. Der Lehrer oder die Lehrerin stand vorn und gab uns eine Aufgabe. Davon verstand ich höchstens ein paar Worte und das wars. Nicht eine einzige Aufgabe konnte ich lösen. Manchmal musste jemand eine Aufgabe vorlesen, im Anschluss haben wir sie gemeinsam gelöst. Da kam es auch vor, dass die Lehrerin mich aufforderte, die Aufgabe zu lesen. Das konnte ich natürlich nicht, denn ich konnte, schon wenn ich allein war, nicht gut Deutsch lesen. Laut, vor einer ganzen

Klasse, war es mir unmöglich. Ich war so aufgeregt, konnte mich kein bisschen konzentrieren. Ich hatte Angst, begann zu schwitzen, und das alles war mir furchtbar peinlich. Viel hätte ich dafür gegeben, in solchen Momenten nicht dort zu sein.

Jeden Abend holte ich den Stoff zu Hause nach. Ich hatte viel Nachhilfe von meiner Schwester, der erwachsenen Tochter meiner deutschen Eltern. Für meine Nachhilfe kam sie zweimal jede Woche zu mir, dann saß sie da wie eine Lehrerin und übte mit mir den Stoff der einzelnen Fächer. Das war sehr intensiv und nach zwei Stunden hatten wir beide jeweils keine Energie mehr. Mit meiner Mutti übte ich täglich Deutsch und manchmal zusätzlich mit meinem Papa Mathematik. Vor jeder Prüfung lernte ich mit meiner Mutti eine Woche lang täglich fünf bis sechs Stunden.

Neben dem Kampf mit der deutschen Sprache und den einzelnen Fächern musste ich mit den Anfeindungen meiner Klassenkameraden und -kameradinnen klarkommen. Besonders am Anfang war das schlimm. Ich saß in einer Reihe mit einem jungen Mann links von mir, der war vielleicht 28 Jahre alt, und einer ungefähr 40-jährigen Frau rechts von mir. Der junge Mann war für Ausländer und hat mir auch mal geholfen, die Frau war gegen Ausländer, und ich war dazwischen. Wenn wir etwas schreiben sollten, verstand ich das oft nicht. Also musste ich den Text von irgendwem abschreiben. Das war für meinen Nachbarn links, den jungen Mann, kein Problem. Nur leider hatte er eine Schrift, die ich nicht lesen konnte. Deshalb schaute ich auf das Blatt der Frau rechts von mir. Ich habe sie auch gefragt, ob ich von ihr den Text abschreiben dürfe. Sie antwortete: »Nein. Du musst schon selber wissen, was zu tun ist.« Da konnte ich erstmal gar nichts machen. In der Pause habe ich mühsam die Texte von dem jungen Mann abgeschrieben, soweit ich das eben lesen konnte. Ich verstand nichts von dem, was ich schrieb, viele Worte kannte ich nicht, aber ich schrieb alles vollständig ab. Da stand es schon mal in meinem Heft. Die Frau, die rechts von mir saß, fragte mich öfter: »Warum machst du überhaupt den Kurs, wenn du doch gar nichts verstehst?« Da habe ich geantwortet: »Ich möchte Fortschritte machen. Ich möchte wie eine Pflanze wachsen.« Sie sagte noch: »Warum bist du dafür nicht in deinem Land geblieben?« Da habe ich ihr gesagt, dass ich bisher noch kein Land hatte, in dem ich leben durfte und das mich anerkannt hat. Wenn ich sie in den folgenden Wochen doch mal wieder nach einem Wort oder einer kleinen Hilfe fragte, hat sie nicht mehr ganz so abweisend geantwortet. und nach und nach ist das Eis, das zwischen

uns war, gebrochen. Das hat ungefähr sechs Monate gedauert. Danach war diese Frau ganz nett zu mir, manchmal hat sie mir sogar geholfen. Plötzlich war bei ihr alles anders. Ich weiß aber nicht, warum.

Auch andere Mitschüler und Mitschülerinnen haben sich mir gegenüber schlecht verhalten und provozierende Dinge gesagt. Sie fragten mich, warum ich nicht in meinem Land geblieben bin, ob es in meinem Land Krieg gebe, warum ich nicht für mein Land kämpfen wolle. Sie sagten auch, dass ein junger Mann, der sein Land verlasse, ein Feigling sei. Ich habe versucht, diese Leute zu ignorieren, mich nur auf das Lernen zu konzentrieren. Wie konnte ich diesen Leuten denn erklären, dass ich gar kein Land hatte, dass »meines« ist, dass ich Afghane war, der noch nie afghanischen Boden betreten hat, dem das Land seiner Eltern vollkommen fremd ist, der als unerwünschter »Gast« im Iran geboren und leidlich geduldet, aber ohne Rechte war? Die Zeit in dieser Schule war für mich in jeder Hinsicht eine große Herausforderung.

Aber auch für die Deutschen war die Schule schwer. Wir waren am Anfang 18 Leute im Kurs, zur Prüfung zugelassen wurden davon acht, von diesen haben sechs Leute die Prüfung bestanden. Ich war einer davon. *Über Herrn Kaufmanns Gesicht huscht ein Lächeln.* Wir mussten fünf Prüfungen in einer Woche schreiben. Es waren sehr schwere Prüfungen. Für Deutsch und Mathe musste ich in die Nachprüfung, aber am Ende hat alles gut geklappt. Ich hatte den Hauptschulabschluss geschafft!

Neben der Schule ging ich in dieser Zeit nur zum Fußball. Das war meine Freizeit. Kein einziges Mal bin ich abends ausgegangen.

Woher ich die Motivation dafür hatte? Ich wollte unbedingt eine gute, qualifizierte Arbeit finden. Mein Ziel war es, Erzieher zu werden. In meinem ersten Deutschkurs hatte ich gelernt, dass man dafür einen Schulabschluss und eine Ausbildung benötigt. Das war meine Motivation. Deshalb habe ich nicht aufgegeben.

Nach der bestandenen Prüfung wollte ich natürlich sofort eine Ausbildung beginnen. Meine Mutti meinte jedoch, ich solle zuerst einen weiterführenden Deutschkurs besuchen, damit es in der Ausbildung für mich leichter wird. Also habe ich am Goethe-Institut noch einen B2-Kurs gemacht. In dieser Zeit fand ich auch heraus, dass es mit meinem Hauptschulabschluss nicht möglich war, sofort eine Ausbildung zum Erzieher zu beginnen. Ich brauchte einen Realschulabschluss. Dafür hätte ich nochmal zur Schule gehen müssen. Daneben gab es die Möglichkeit, eine zweijährige Ausbildung zum Krankenpflegehelfer zu machen. Falls ich

die gut bestehe, würde mir neben dem Berufsabschluss gleichzeitig der Realschulabschluss zuerkannt. Ich entschied mich dafür, auch deshalb, weil es keine reine Schulausbildung war, sondern ich dabei auch viele Praktika machen durfte. Das hat mir Mut gemacht. Denn mit meinen Händen zu arbeiten, darauf habe ich mich immer gefreut. Das konnte ich ja schon seit vielen Jahren. Noch mal eine Zeit nur zur Schule zu gehen, konnte ich mir hingegen nicht so gut vorstellen.

In meiner Ausbildungsklasse war es ähnlich wie in der Vorbereitungsklasse zur Hauptschulprüfung. Es gab viele Schülerinnen und Schüler, die keine Ausländer mochten und das auch zeigten. Sie verhielten sich so, als sei ich kein richtiger Teil der Klasse. Wenn sie mal mit mir sprachen, dann nur, um zu fragen, warum ich in Deutschland sei, was ich hier mache, und wieder, warum ich nicht in mein Heimatland zurückgehe, und solche Sachen. Es gab kein »Guten Morgen« wenn ich kam, sie schauten mich höchstens an und redeten unter sich: »Was will der schon wieder hier?« oder Ähnliches. Einmal, als wieder ein Mitschüler in der Klasse laut schlechte Worte über Ausländer sagte, bin ich zu ihm hingegangen und habe ihn gefragt, warum er das tue, was er damit erreichen wolle. Er fragte zurück, was ich von ihm wolle. Da sagte ich: »Nichts, ich möchte nur wissen, warum du so schlecht über uns Ausländer sprichst.« Er antwortete, dass alle Ausländer den Deutschen die Frauen, ihre Sachen, das Geld klauen würden. Ständig müsse er jetzt aufpassen, dass er nicht beklaut werde. Wir würden sein Land schmutzig machen. Es gab eine lange Diskussion. Am Ende war ich so wütend und verletzt, dass ich die Schule für diesen Tag verließ. Manchmal kann man solche Beleidigungen nicht aushalten, auch wenn man will. An diesem Tag habe ich mir eine Flasche Bier gekauft und mich zurückgezogen, auch wenn ich weiß, dass Bier meine Probleme nicht lösen kann.

Neben den deutschen Azubis gab es zwei Russinnen, einen Syrer und mich. Eine Russin und der Syrer haben sich verlobt, die Russin war nach zwei Monaten schwanger, da haben beide die Ausbildung abgebrochen. Die andere Russin konnte die Beleidigungen und die Ausgrenzung in der Klasse nicht aushalten und hat die Ausbildung deshalb abgebrochen.

Ich hatte Glück. Nach einiger Zeit konnte ich mich doch noch mit einem deutschen Klassenkameraden anfreunden. Wir haben uns zusammengesetzt, und er half mir gern, wenn ich etwas nicht verstand. Daneben hat mir natürlich immer meine Mutti geholfen.

Am Anfang der Ausbildung waren wir 26 Schülerinnen und Schüler. Abgeschlossen haben die Ausbildung davon 12, mit mir.

Während eines Praktikums bei einem ambulanten Pflegedienst hatte mich meine damalige und auch jetzige Chefin gefragt, welche Arbeit ich mir später vorstellen könne. Als ich ihr erzählte, dass ich Erzieher werden möchte, sagte sie, dass auch alte Leute eine gute Betreuung bräuchten. Sie bot mir gleich einen Job in ihrem Pflegedienst an. Den Führerschein hatte ich inzwischen gemacht, ein Auto fahren konnte ich ohnehin ... Also begann ich nach der Ausbildung als Pflegehelfer in der ambulanten Pflege zu arbeiten. Nach einiger Zeit fragte mich meine Chefin, ob ich mich nicht weiterbilden wolle. Sie schlug mir vor, dass ich die dreijährige Ausbildung zum Krankenpfleger absolvieren könne. Der Pflegedienst könne dabei mein Träger sein.

Jetzt bin ich im zweiten Ausbildungsjahr. Der theoretische Teil der Ausbildung fällt mir wieder schwer, aber bis jetzt läuft es – mit Hilfe meiner Mutti – gut. In den ersten drei Monaten war es wieder besonders schwer für mich, ehrlich gesagt hatte ich nicht den Glauben, dass ich das schaffen kann. Zum Glück haben mich meine Mutti und meine praktische Ausbilderin immer wieder ermutigt. Meine Chefin sagte: »Reza, du kannst sehr gut arbeiten. Auch wenn du eine vier bekommst, aber verstanden hast, worum es geht, ist das gut. Das ist viel besser als jemand, der nur Einsen auf dem Zeugnis hat, aber keine Ahnung von der praktischen Arbeit mit den Menschen.«

Die Praxis macht mir richtig Spaß. Dort bekomme ich viel Anerkennung. Am besten hat mir bis jetzt die Arbeit auf der Kinderstation im Krankenhaus gefallen. Gerade habe ich Praktikumszeit beim Pflegedienst. Auch dort gefällt es mir noch immer. Ich höre gern den alten Leuten zu, mir gefallen ihre Geschichten von früher. Das ist eine Bereicherung für mich. Abgesehen von zwei Ausnahmen, von denen ich später berichten werde, gab noch keinen Patienten, der ein Problem mit meiner Hautfarbe hatte. Vielleicht liegt das daran, dass ich seit meinem elften Lebensjahr arbeite, es ist für mich ganz normal zu arbeiten, auch wenn es unangenehme Tätigkeiten sind. Das spüren die Leute. Deutsche beginnen manchmal erst mit 20 oder noch später mit der Arbeit. Viele sind dann etwas sensibel. Das führt öfter mal dazu, dass ich mehr mache, einfach weil ich das so gewohnt bin und ich mich daran freuen kann, wenn die Arbeit schnell und gut erledigt ist. Wenn Leute dann kommen, um mich deshalb zu loben, und das tun die alten Leute oft, mag ich das nicht. Damit kann ich nicht gut umgehen.

Wenn ich mit meiner Ausbildung fertig bin, werde ich weiter bei dem Pflegedienst arbeiten, bei dem ich schon jetzt beschäftigt bin, nur dann

als Pflegefachkraft. Auch die Leute auf der Kinderstation im Krankenhaus haben mich ermuntert, mich nach meiner Ausbildung dort zu bewerben, weil mir die Arbeit mit den Kindern so gefallen hat und sie mit meiner Arbeit sehr zufrieden waren. Aber erst mal möchte ich bei den alten Leuten bleiben.

Wenn ich frei habe, gehe ich sehr gern angeln. Meistens mache ich das am Freitag mit Übernachtung zum Samstag oder nur am Samstag mit meiner Mutti. Sie ist begeisterte Anglerin. Die Knoten hat mir mein Papa beigebracht. Weil mir das Angeln so gut gefiel, habe ich den Angelschein gemacht und kenne mich inzwischen ganz gut aus. Ich bin ein großer Fan vom Stöhr, wenn möglich angele ich auf Stöhr. Ein paar Forellen habe ich auch schon rausgeholt. Nachts beißen Welse oder auch mal ein Aal. Die Karpfen verschenke ich immer an die Nachbarn. *Lacht*. Wir haben auch Nachbarn aus Russland und Polen, die essen gern Karpfen. Inzwischen habe ich schon Zander, Aal, Stöhr, Karpfen, Forelle, Waibling, Wels, Hecht, Flussbarsch, Streifenbarsch, Barben und Döbel gefangen. Auch am Gardasee in Italien war ich mit meiner Angel erfolgreich.

Soweit das mit meinen Diensten vereinbar ist, gehe ich außerdem zweimal pro Woche im Verein Fußball spielen, sonntags sind meistens Wettkämpfe.

Mit Freunden ist es in Deutschland schwierig. Im Iran waren wir fünf Freunde. So einen Freund habe ich in Deutschland bisher nicht gefunden. Es gibt zwei Bekannte, einer ist Iraner und einer ist Afghane, mit denen ich mich unterhalte oder mal einen Ausflug mache. Auch Billard haben wir schon zusammen gespielt. Aber richtige Freunde sind das nicht. Deutsche Bekannte oder Kumpel habe ich nicht, es hat sich bisher noch keiner für mich interessiert. Das war so bis letzte Woche. Nach dem Fußballtraining kamen letzte Woche plötzlich zwei Leute aus dem Verein auf mich zu und fragten, was ich am Wochenende mache und ob ich mit ihnen in einen Club gehen möchte. Ich war total überrascht. Seit 2015, also acht Jahre, hatte mich das noch nie ein Deutscher gefragt. Ich hatte noch nie einen deutschen Freund. Das war wie ein Schock für mich, so dass ich erstmal stotternd »nein« gesagt habe, dass es mir an diesem Wochenende nicht passt.

Woran es liegt, dass zwischen Deutschen und Ausländern etwas wie eine Mauer verläuft, das kann ich nicht sagen. Wahrscheinlich denken die Deutschen, dass wir Ausländer keinen Kontakt wollen, und wir Aus-

länder denken, dass die Deutschen das nicht wollen. So ist jedenfalls meine Vermutung. Ich selbst habe bisher noch nie einen Deutschen gefragt, ob er sich abends oder am Wochenende mit mir verabreden möchte. Ich bin nicht auf die Idee gekommen, dass ein Deutscher das wollen könnte. Das hat bestimmt auch mit meinen Erfahrungen mit den jungen Leuten in der Schule und während der Ausbildung zu tun.

Welche Feste ich feiere? Mit meinen Eltern hier in Deutschland feiere ich gern Silvester und Weihnachten. Wir schmücken gemeinsam den Weihnachtsbaum. Dann kommen auch meine beiden Stiefschwestern nach Hause, und wir sind als Familie zusammen. Am Weihnachtsfest gefallen mir besonders die leuchtenden Girlanden, Figuren, die besonderen Getränke, das traditionelle Essen, die Kekse. Daran freue ich mich sehr. So ein richtiges, sagen wir Weihnachtsgefühl habe ich allerdings nicht. Ich bin ja nicht damit aufgewachsen. Aber ich bin sehr gern dabei. Auf meiner Arbeitsstelle schmücke ich ebenfalls gern den Weihnachtsbaum und hänge Lichterketten auf. Ostern verbringe ich mit meiner Familie, manchmal malen wir zusammen Ostereier an.

Die Tage, an denen ich glücklich bin, feiere ich auch. Dann trinke ich mit meinem Papa ein, zwei Bier.

Meine Mutti legt großen Wert darauf, dass wir außerdem das persische Neujahrsfest, Nouruz, gemeinsam feiern. Dieses Fest ist jedes Jahr am 20. oder 21. März und sowohl der Beginn des neuen Jahres als auch der Frühlingsbeginn, das habe ich ja schon am Anfang erzählt. Das bereitet sie so vor, wie es im Iran gemacht wird. Sie stellt einen Spiegel auf den Esstisch, davor steht eine brennende Kerze, der Koran liegt daneben. Dazu ist es Tradition, sieben Dinge auf den Tisch zu legen, die mit dem persischen Buchstaben »Sin«, also mit »S« beginnen. Sie symbolisieren sieben gute Tugenden. Die Tradition will auch, dass ein Glas mit Goldfischen auf dem Tisch steht, das macht sie auch. Warum das so ist, kann ich nicht sagen. Im Iran bringen die Leute die Goldfische nach dem Fest in den Fluss. Das geht natürlich in Deutschland nicht. Wir setzen unsere Nouruz-Goldfische in unseren Gartenteich, und mit etwas Glück dürfen sie im nächsten Jahr nochmal auf der Nouruz-Tafel stehen. Zusätzlich ist es Tradition, dass die Jüngeren von den Älteren Geschenke bekommen.

Das islamische Opferfest oder Fastenbrechen feiern wir nicht. Der islamische Kalender hat, anders als der deutsche und der persische Kalender, nicht 365 oder 366 Tage im Jahr. Er ist ein reiner Mondkalender, hat 12 Mondmonate zu 29 oder 30 Tagen, das heißt, das Jahr hat nach dem

islamischen Kalender nur 354 oder 355 Tage. Damit finden die islamischen Feste für uns, nach unserem Kalender, immer an einem anderen Tag im Jahr statt. So weiß ich oft gar nicht, wann diese Feste sind. Ich kümmere mich auch nicht darum. Manchmal ruft mich ein Verwandter an und gratuliert mir. Nur dann erfahre ich davon.

Unabhängig davon bin ich natürlich religiös. Ich bin Moslem, ich bin Schiit, so wie fast alle Iraner. Die Afghanen sind Sunniten mit Ausnahme der Hazara, die Schiiten sind. Das Besondere bei mir ist, dass meine ganze Familie sunnitisch ist. Wie es dazu kam, dass ich mich als Schiit fühle, weiß ich nicht so genau, aber ich habe mich sehr zu den Schiiten hingezogen gefühlt. In der Schule haben wir zum Beispiel immer nach schiitischer Weise gebetet. Dort habe ich auch gelernt, was der Unterschied zwischen den Schiiten und den Sunniten ist. Mir hat der schiitische Glaube gut gefallen. Deshalb ging ich später allein in die schiitische Moschee, während alle anderen Mitglieder meiner Familie in die sunnitische Moschee gingen. Zu Hause war das überhaupt kein Problem. Meine Mama hat mich immer »mein schiitisches Küken« genannt. Oder: »Mein Schia-Küken, aus welchem Ei bist du nur geschlüpft?« Das war ganz liebevoll.

Religion bedeutet für mich Sicherheit und Halt. Die Religion trägt mich durch schwierige Phasen. Den Koran habe ich immer bei mir. Er gibt mir Sicherheit, auch wenn ich nie darin lese. In die Moschee gehe ich inzwischen nicht mehr. Und religiöse Riten praktiziere ich auch nicht. Nur montags – ich arbeite in einer christlichen Einrichtung – gibt es morgens immer eine Andacht für alle Mitarbeiter. Da gehe ich hin, ich höre einfach zu, schaue, was die Christen machen. Dort ist eine gute Atmosphäre. Das gefällt mir.

Obwohl ich nicht in die Moschee gehe, denke ich im Alltag sehr oft an Gott. Auch wenn ich Hilfe brauche, wende ich mich an Gott. Das mache ich allerdings nur innerlich. Ich bete auch nur, wenn ich allein bin. Der Glaube ist für mich etwas ganz Persönliches, das möchte ich nicht mit anderen teilen. Meine Werte, mein Handeln, das orientiere ich sehr an meiner Religion, da frage ich mich oft: »Was würde Gott machen?«, oder wenn etwas passiert, frage ich mich: »Was hat Gott damit gewollt?« Zum Beispiel, wenn ich auf der Straße laufe und mir einen Fuß umknicke, dann bin ich nicht nur darüber traurig, sondern sage mir auch, vielleicht hat Gott mir damit geholfen. Wenn ich jetzt nicht durch den Schmerz stehengeblieben wäre, hätte mich vielleicht in einigen Metern ein Auto überfahren. Das gibt mir die Möglichkeit, immer positiv zu denken. Aber auch wenn ich froh bin, denke ich an Gott und bedanke

mich dafür. Gott ist wie ein Freund für mich. Einen Freund ruft man ja auch nicht nur dann an, wenn man Hilfe braucht.

Wenn ich Musik höre, dann am liebsten ruhige klassische persische Musik.

Kochen kann ich, jedenfalls ein paar Gerichte, so etwas wie Dürüm oder Sandwiches, auch Omelett, Männerküche eben. Ansonsten kocht bei uns zu Hause mein Papa, wenn es deutsches Essen gibt, und meine Mutti, wenn es persisches Essen gibt. Sie kocht richtig gutes persisches Essen. *Herr Kaufmann bekräftigt seine Aussage mit einem zustimmenden Nicken, seine Augen leuchten auf.*

Es hat jedoch lange gedauert, bis ich zu meinen Adoptiveltern so richtig Vertrauen aufgebaut habe. Ich war so unsicher. Meine Mutti holte mich am 15. Dezember 2015 vom Bahnhof ab. Meine Eltern hatten mir ein eigenes Zimmer vorbereitet mit einem Computer und einer Fitnessbank. Alles war perfekt. Trotzdem getraute ich mich nicht, die Sachen zu benutzen. Ich habe versucht, keine Geräusche zu machen, um die Leute, *lacht*, meine jetzigen Eltern, nicht zu stören. Auch die Jalousien vor meinem Fenster habe ich am Anfang nie hochgezogen, um niemanden zu stören. Wenn meine jetzigen Eltern im Wohnzimmer oder in der Küche saßen, habe ich mich höchstens mal 30 Minuten zu ihnen gesetzt. Alles war mir furchtbar unangenehm. Alles war fremd.

Und ich hatte Heimweh. Eines Tages habe ich zu meiner Mutti gesagt, dass, sollte mein Asylantrag abgelehnt werden, ich nicht dagegen klagen wolle. Ich würde dann wieder nach Hause fahren. Zu diesem Zeitpunkt war mir nicht klar, dass das gar nicht möglich war. Denn ich war afghanischer Staatsangehöriger ohne Aufenthaltsrecht im Iran, ohne legale Einreisemöglichkeit für den Iran. Ich konnte also überhaupt nicht »nach Hause« zurückreisen, und Afghanistan kannte ich nicht, das war nicht mein Land und erst recht nicht mein Zuhause. Mein Heimweh war unendlich groß. Wahrscheinlich wäre ich irgendwie in den Iran zurückgekehrt, hätte ich nicht meine deutsche Familie kennengelernt, die mir so viel Mut gemacht und mich so liebevoll unterstützt hat.

Manchmal kommt es mir wie ein Wunder vor, wie wir es geschafft haben, unsere kulturellen Missverständnisse zu überwinden. Einmal fuhr meine jetzigen Eltern mich und meinen Bruder mit seiner Familie von Chemnitz nach Leipzig, mein jetziger Papa hat ein großes Auto. Beide hatten uns vorher schon öfter geholfen oder uns gefahren. Wir, mein Bruder und ich, hatten genau 50 Euro, mit denen wir am Abend für alle Pizza kaufen wollten, als Dankeschön. Als mein jetziger Papa zum

Tanken anhielt, sagte ich zu meinem Bruder – wir saßen beide auf der Rückbank –, er solle diese 50 Euro aus Höflichkeit »den Leuten« für das Tanken anbieten. Sie würden das sowieso nicht annehmen. So ist unsere Kultur. Meine jetzige Mutti hatte von dieser Diskussion etwas mitbekommen und meinem Papa gesagt, er solle, falls ihm Geld angeboten würde, es annehmen. Sie denke, das wäre sonst, nachdem sie schon so viel für uns getan hatten, bestimmt unhöflich. Als mein Bruder meinem jetzigen Papa – während der tankte – den 50-Euro-Schein »aus Höflichkeit« hinhielt und für das Tanken anbot, nahm er den Schein, sagte: »Okay, dankeschön« und steckte ihn einfach ein. An diesem Abend haben wir also keine Pizza gegessen.

So haben meine jetzigen Eltern Tarouf kennengelernt. Tarouf ist eine in der iranischen Kultur tief verwurzelte Höflichkeit, die aber eigentlich eine komplizierte Unaufrichtigkeit ist. Wer Tarouf nicht kennt, tappt im Umgang mit Iranern immer wieder in peinliche Fallen. Wenn eine Person zum Beispiel zu mir sagt, ihr gefalle meine Kette, wäre meine Reaktion darauf, zu antworten: »Okay, ich schenke sie dir.« Der Iraner muss natürlich ablehnen, weil er ja weiß, dass es nicht ernst gemeint, sondern Tarouf ist. Das geht dann lange hin und her, bis ich am Schluss natürlich meine Kette behalte. Für uns ist dieses Verhalten normal. Wenn ich jedoch auf jemanden treffe, der Tarouf nicht kennt, führt das meistens zu unangenehmen Situationen. *Lacht.*

Seit ich mein Heimweh überwunden habe und meine Eltern im Iran ganz legal besuchen darf, bin ich froh, dass ich in Deutschland lebe. Hätte ich die iranische Staatsbürgerschaft und eine gute Arbeit dort, würde ich noch immer lieber im Iran leben. Mein Herz ist noch immer im Iran. In Deutschland dagegen kann ich mich frei bewegen, ich kann lernen, habe eine feste Arbeit, eine sichere Zukunft, ich darf offiziell ein Auto haben, im Verein Fußball spielen, mit einem Angelschein ganz legal angeln. In Deutschland konnte ich wachsen, so wie ich es mir erträumt hatte. Weil ich meine deutschen Eltern habe, fühle ich mich nicht allein. Mit meiner Mutti kann ich immer quatschen, und wir unternehmen viel gemeinsam. Meine deutschen Eltern haben, so wie es eine Redewendung im Iran ist, eine Mauer hinter mir gebaut. Wenn ein Wind kommt, fliege ich nicht mehr einfach so weg.

Meine Eltern haben sich seit unserem Kennenlernen aufopferungsvoll um mich gekümmert und mir sehr viel geholfen, obwohl sie selbst schon zwei eigene Töchter haben, die allerdings nicht mehr zu Hause wohnen.

Als ich 20 wurde, haben sie mich adoptiert, natürlich mit dem Einverständnis meiner Eltern im Iran. So habe ich noch zwei Adoptivschwestern bekommen, zu denen ich zum Glück ein sehr gutes Verhältnis habe und die mir bei der Bewältigung meiner Schulaufgaben eng zur Seite standen. Ohne sie und ohne meine Eltern hier in Deutschland wäre ich nicht so weit gekommen.

Gleichzeitig reise ich gern in den Iran, um meine dortige Familie zu besuchen. Insgesamt war ich schon sechsmal da, fünfmal davon mit meiner Mutti. Meine Mutti wollte meine afghanischen Eltern kennenlernen, die Kultur und auch ein bisschen durch das Land reisen. Wir haben also immer Zeit bei meinen Eltern verbracht. Im Anschluss haben meine Mutti, mein kleiner Bruder und ich kleinere Reisen unternommen. Ich muss dazu sagen, dass meine Mutti inzwischen Persisch gelernt hat und sich dadurch mit meiner afghanischen Familie, aber auch mit anderen Leuten im Iran, ganz gut verständigen kann.

Meine afghanischen Eltern sind sehr froh, dass ich auch in Deutschland eine richtige Familie gefunden habe. Ich denke, es beruhigt sie, zu wissen, dass ich in einer Familie lebe. Sie hören ja auch viel, dass es nicht immer gut geht, wenn junge Männer allein in einem fremden Land sind.

Heimat ist für mich dort, wo ich mich sicher fühlen kann und wo meine Familie ist. Die Familie ist eigentlich das Wichtigste, vielleicht wichtiger als die Sicherheit. Hätte ich nicht meine deutsche Familie, würde ich sagen, dass der Iran meine Heimat ist. Aber jetzt habe ich zwei Familien. Wegen meiner deutschen Eltern, weil ich von ihnen so viel Unterstützung habe, fühle ich mich gut und sicher in Deutschland. Ich kann sagen, dass ich jetzt zwei Heimaten habe, Deutschland und Iran, obwohl beide Länder formell nicht meine »Heimatländer« sind, denn geboren wurde ich als Afghane. Auf dem Papier ist Afghanistan mein Heimatland.

Neben meinem neuen Zuhause gefallen mir an Deutschland besonders die Regeln. Es gibt für alles ein Gesetz, Grenzen, in denen sich die Leute bewegen sollen, im Straßenverkehr, im Umgang miteinander, eben für alles. Zum Beispiel darf man nicht Auto fahren, wenn man Alkohol getrunken hat. Die Leute wissen das und halten sich daran. Im Iran darf man weder Alkohol trinken noch ohne Führerschein ein Auto fahren. Trotzdem trinken die Leute und fahren danach ohne Führerschein mit dem Auto oder dem Motorrad. *Lacht.*

Mir gefällt auch, dass die Deutschen eine gute Bildung haben. Die Leute, mit denen ich zusammenarbeite, machen sich zum Beispiel immer

erst darüber Gedanken, wie der Tag, die Arbeit laufen soll, bevor sie anfangen. Das funktioniert gut. Bei uns im Iran fängt jeder zuerst mit etwas an, bis er merkt, dass es so nicht funktioniert. Auch reden die Leute im Iran viel über Politik, auch die, die überhaupt nichts davon verstehen. Das nehme ich in Deutschland anders wahr. Die Leute hier reden wenig über Politik, das überlassen sie mehr den Politikern. So haben die Leute mehr Zeit, sich über schöne Dinge zu unterhalten. Das finde ich gut. Mir fällt nichts ein, was mir an Deutschland heute noch ganz fremd ist, vielleicht ein paar Angelgewässer. *Lacht.*

Trotz allem glaube ich nicht, dass ich schon in der deutschen Gesellschaft angekommen bin. Ich bin vielleicht in der Mitte des Weges. Um wirklich anzukommen, muss ich die Kultur noch viel besser kennenlernen. Bei vielen Dingen muss ich mich in meinem Verhalten noch bewusst anpassen, weil mein Kopf mir sagt, dass dies oder das hier in Deutschland nicht funktioniert.

Bei uns ist es zum Beispiel ganz normal, dass man jemanden kräftig auf die Schulter oder den Rücken haut, um ihn zu begrüßen. Du gehst einfach vorbei, machst »batsch« und dabei fragst du »Wie geht es dir?« Die Leute lachen darüber. Das kann man in Deutschland nicht machen. Wenn ich zur Arbeit oder in die Schule oder zum Verein komme, habe ich manchmal noch immer den Impuls, jemanden so zu begrüßen. Ich muss meine Bewegung dann anhalten und mir sagen: Stopp, hier ist Deutschland. Das geht hier nicht.

Und die zweite Sache ist Tarouf. Davon habe ich vorhin schon erzählt.

Viele der deutschen Umgangsregeln muss ich erst noch verinnerlichen. Noch ein Beispiel: Im Iran verbinden wir uns häufig durch kleine Gesten miteinander. Wenn ich zum Beispiel etwas zu essen habe, vielleicht eine Banane, und ein anderer ist bei mir, dann würde ich sie immer teilen und dem anderen die Hälfte abgeben. Das machen Deutsche nicht und nehmen umgekehrt auch nichts an. Mit Bier ist es ebenso. Einmal kam ich nach einem Wettkampf aus der Umkleidekabine mit zwei Bier in der Hand. Draußen traf ich einen Iraner und einen Deutschen. Ich habe jedem ein Bier angeboten. Der Iraner nahm es dankend an, während der Deutsche ablehnte und zu mir sagte, dass er sich selbst eins holen wolle. In solchen Situationen kommen bei mir so viele Gedanken, auch, ob er vielleicht ablehnt, weil ich Ausländer bin? Mir begegnen im Alltag noch immer viele solcher Situationen, die ich zwar kenne und einordnen kann, die sich aber für mich noch fremd anfühlen. Deshalb denke ich, dass ich erst in der Mitte bin.

Manche Verhaltensweisen aus dem Iran habe ich abgegeben, da muss ich nicht mehr überlegen. Im Iran war es zum Beispiel so, dass die Kinder vor den Eltern keinen Alkohol getrunken haben, das ist eine Art Respekt. Als mir meine Eltern hier in Deutschland am Anfang Bier anboten, habe ich das aus diesem Grunde nie angenommen. Ich dachte, es wäre respektlos, in ihrer Gegenwart Bier zu trinken. Diese Angst habe ich inzwischen vollständig abgelegt.

Seit meiner Ankunft in Deutschland habe ich sehr viel Gutes erlebt, musste aber auch einige Beleidigungen aufgrund meiner Herkunft einstecken. Das Verhalten einiger Mitschüler und Mitschülerinnen habe ich vorhin schon geschildert. Aber auch außerhalb der Schule wurde ich damit konfrontiert.

Zwei Wochen nach meinem Einzug bei meinen Eltern lag deren Katze – es war eine Perserkatze – tot und schon steif vor der Haustür. Meine Eltern ließen die Katze obduzieren. Das Ergebnis war, dass die Katze totgetreten worden war.

Beim inzwischen ehemaligen Hausarzt meiner Eltern gab es die Situation, dass ich eine ernsthafte Diagnose bekommen hatte und von ihm eine Überweisung zu einer Magenspiegelung benötigte. Der Arzt sagte dazu: »Diese Untersuchung verordne ich ihm nicht. Da setzt man nur Anreize, und dann wollen die das immer wieder. Das kennt man ja.« Meine Eltern und ich haben daraufhin den Arzt gewechselt. Seitdem hatte ich nie wieder ein Problem mit einem Arzt.

Wenn ich am Wochenende Wettkämpfe mit meiner Fußballmannschaft hatte, wurde ich früher oft beleidigt, meistens bei Spielen auf dem Dorf. Die Zuschauer riefen solche Sachen wie: »Was hat der dunkel pigmentierte auf unserem Fußballplatz zu suchen«, »Was macht der dunkel pigmentierte hier« oder »Der Ausländer hat doch Fett auf der Brille.« [Herr Kaufmann trägt keine Brille. G. B.] Seit ein bis zwei Jahren ist mir das zum Glück nicht mehr passiert.

Ein einziges Mal wurde ich beim Angeln dumm angesprochen. Ich angelte neben einem Mann. Als ich meine Angel auswarf, brüllte er plötzlich in aggressivem Ton: »Wenn du meine Angelschnur kreuzt, bekommst du eine drüber.« Da bin ich einfach an eine andere Stelle gegangen.

Weil ich mich inzwischen sicher fühle, lasse ich solche Bosheiten nicht mehr an mich heran.

Auch bei der Arbeit gab es ganz am Anfang meiner Tätigkeit für den Pflegedienst einmal eine schlechte Situation. Das hatte ich vorhin schon

angedeutet. Eine Bewohnerin hatte mir eine Einkaufsliste gegeben mit Dingen, die ich für sie einkaufen sollte. Manche Artikel kannte ich noch nicht, so dass ich über eine Stunde bei Aldi mit Suchen zubachte, denn ich musste die mir unbekannten Dinge erst bei Google eingeben und dann nach den angezeigten Bildern suchen. In dieser Zeit rief die Bewohnerin bei meiner Chefin an und schimpfte: »Die Dunkelhaut hat mein Geld genommen und ist damit weggelaufen.« Ein Bewohner weigerte sich, von mir, einem Ausländer, gepflegt zu werden. Dem hat meine Chefin den Pflegevertrag gekündigt.

Aber das sind Einzelfälle. Zu den allermeisten Bewohnern habe ich ein wirklich gutes Verhältnis. Sie freuen sich, wenn ich komme, und sagen das auch so, und ich gehe gern dorthin. Zu über 90 Prozent der Pflegebedürftigen habe ich sogar ein herzliches Verhältnis. Die meisten duzen mich, und ich akzeptiere das gern.

Die Träume und Hoffnungen, die ich bei meiner Ausreise aus dem Iran hatte, weshalb ich Iran, meine Eltern, ja, meine Heimat verlassen habe, haben sich, würde ich sagen, zu 98 Prozent für mich erfüllt.

Jetzt träume ich vor allem davon, meine Ausbildung gut abzuschließen, damit ich bald nicht mehr so viele Schulbücher lesen und Klausuren schreiben muss. Wirklich frei werde ich mich erst fühlen, wenn ich meine Ausbildung abgeschlossen habe. Dann werde ich wieder ruhig atmen können. Und dann werde ich auch froh sein, dass ich nicht mehr in meine Klasse muss. Ich freue mich sehr auf die Arbeit als Pflegefachkraft.

Mein zweites Ziel ist es, meinen kleinen Bruder zu mir nach Deutschland zu holen, damit auch er eine gute Ausbildung bekommen kann.